

Fast schämt er sich und möchte es lieber verbeißen, aber es nützt ihm nichts: er kann nicht mehr böse sein, durch das Kind wird ihm die Mutter lieb und er zaudert nicht, sich zu versöhnen.

Das ist die Geschichte, die Frau Frances Hodgson Burnett in ihrem Little Lord Fauntleroy erzählt. Frau Burnett, in Manchester geboren, nach Washington verheiratet, ist zuerst durch „That lass o' Lowries“, eine Schilderung aus den Bergwerken von Lancashire, 1877, bekannt geworden. Dann hat sie eine Menge sehr beliebter Romane geschrieben. Der vom kleinen Lord ist wohl der berühmteste; er erschien 1886, wurde bald in viele Sprachen überetzt und ist, dramatisiert, in Amerika und England einige tausend Mal gespielt worden. Kein Wunder: denn er rührt ein Gefühl an, das sehr menschlich ist. Jeder hat schon einmal gefühlt, daß wir eigentlich nur immer schlechter werden, je klüger wir zu werden glauben. Es müßte schön sein, denkt man sich oft, gar nichts von den Abmachungen der Menschen zu wissen und den Dingen, was sie scheinen, blind zu glauben; ja vielleicht würden sie es dann sogar sein, solche Kraft könnte am Ende das Vertrauen wohl haben. Ein reines Gemüth sehen wir oft mit seiner Thorheit vermögen, was mit allen Listen kein Verstand vermag. So beneiden wir die arglose Unschuld, die die Kinder haben oder die wir ihnen doch zuschreiben: unwissend gehen sie am Bösen vorbei, darum kann es ihnen nichts anhaben; ihnen möchten wir gleichen! Diesen guten Wunsch läßt der kleine Lord uns fühlen. Mit der Kunst hat der Roman freilich nichts zu thun und es ist unschwer zu sagen, warum er nicht zur Kunst gehört. Er stellt nichts dar, er schafft nichts, er gestaltet nichts, sondern wir werden von den Dingen nur verständigt, die Form müssen wir ihnen aus unserer eigenen Einbildung geben. Der kleine Lord tritt nicht vor uns hin, wir sehen ihn nicht, wir hören nur von ihm erzählen. Die ganze Geschichte wird uns vorgetragen, wie man oft Erlebnisse vorgetragen hört: sie wird uns ohne Form vorgetragen. Kunst drückt Leben aus, aber in einem anderen Element, als wir es erleben. Die leere Form, ohne mit Leben gefüllt zu werden, das Element an sich, kann zu ihr nicht genügen; dahin gehören Scribe wie die Epigonen in Jamben. Aber auch das ungeformte Leben, wenn es nicht in ihr Element gebracht wird, kann zur Kunst nicht genügen; dahin gehört der kleine Lord, wie die „Weber“ dahin gehören. Aus dem Leben erzählen beide; aber es gelingt ihnen nicht, es in die Region der Schönheit zu rücken. Vielleicht wirken sie gerade dadurch so stark: sie stoßen ein Fenster ins tägliche Leben auf und lassen uns das Schreckliche des Lebens, das Herzige des Lebens sehen, so wie es scheint, ohne es in der Luft der Kunst erst abzufühlen. Es behagt den Leuten sehr; das wollen sie. Die Leute wollen gar nicht über das Weltwesen belehrt und zur Aufschauung der Ideen gebracht werden. Das lockt sie nicht. Nein, sie wollen, da sie sich doch sonst nur immer in ihrem engen Kreise drehen, nun auch einmal zum Nachbar hinüber blicken dürfen, wie es dort zugehen mag; der Roman, das Schauspiel sollen sie recht weit in der Welt herumkommen lassen, Erfahrung wünschen sie von ihnen. Bewegt, gespannt, geängstigt, gequält und belustigt wollen sie werden und recht viele Gefühle durchmachen; sie wollen lachen und weinen, so wie im Leben, nur noch mehr als im Leben: das suchen sie in Büchern und Stücken. Wer es ihnen bietet, den verehren sie. Aber er ist freilich, wenn er ihnen sonst nichts zu bieten hat, noch immer kein Künstler; dafür darf man ihn nicht ausgeben. Aber daß man ihn deswegen schmähend und mit Entrüstung anfallen soll, sehe ich nicht ein. Ich denke mir, daß, wer vielen Menschen Nahrung, Andacht und Freude bringt, doch immer Dank verdient.

Dramatisiert ist der Roman recht ungeschickt; der Autor hat Grund, sich nicht zu nennen. Liebe und innige Scenen der Erzählung fehlen, die dumme Intrigue macht sich zudringlich breit, die lustigen Figuren von Hobbs und Dick sind um ihren Humor gekommen. Den kleinen Lord spielt Fräulein Ketty zierlich und nett; nett ist überhaupt das Wort für diese gefällige, aber unbedeutende Schauspielerin. Von der Mama heißt es in dem Romane: „sie sah in dem schlichten, schwarzen Gewande, das sich eng um ihre zarte Gestalt schmiegte, weit eher wie ein junges Mädchen als wie die Mutter eines siebenjährigen Jungen aus; ihr Gesichtchen war hübsch und die großen, braunen Augen voll Unschuld und Innigkeit, dabei aber auch von unsäglicher Traurigkeit, die nicht mehr von ihr gewichen war, seit sie ihren Mann verloren.“ Dieses sanfte und liebliche Wesen, wie eigens für Fräulein Bauer geschaffen, hatte man der diesen, alten Frau Keller ausgeliefert. Doch ließ sich das Publicum in seiner Lust nicht stören, bald lachend, bald weinend, immer glücklich bewegt.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Während man in den westeuropäischen Staaten die Militärverwaltung civilisiert und Nichtmilitärs wie Freycinet, Cavaignac, Campbell-Bannerman u. A. kriegsministerfähig sind, ist man in unserer verkehrten Welt auf dem besten Wege, die Civilverwaltung zu militarisieren. Mit der Beamtenreform wurde der Anfang gemacht. Die bevorstehende Ernennung eines Soldaten zum österreichischen Eisenbahnminister ist die nächste Etappe auf dem Wege zur Martialisierung. Dieser Entwicklungsengang emblemt nicht der Logik: je mehr der Staat von heute zum Militärstaate wird, desto mehr

muss auch die um sich greifende Verstaatlichung auf die Militarisierung hinauslaufen, desto rascher müssen sich die Reinerträge der verstaatlichten Unternehmungen in Kanonen verwandeln, desto gründlicher müssen die staatlichen Functionen und Functionäre entcivilisiert werden.

Graf Badeni, welcher seiner weitgehenden Connivenz gegenüber militärischen Ansprüchen sein Emporkommen verdankt, wird im Gegensatz zu seinem Vorgänger Taffe, der sich militärischen Uebergriffen stets mit Energie und Erfolg widersetzte, den Process der Militarisierung nur beschleunigen und die bei seinem Amtsantritt verkündete Bereitwilligkeit, um den Preis des eigenen Bleibens erforderlichenfalls recht oft Ressortminister zu wechseln, wird sich am Ende noch darin äußern, daß er sich einen Auditor zum Justizminister, einen Kriegszahlmeister zum Finanzminister, den Commandanten der Theresianischen Militär-Academie zu Wiener-Neustadt zum Unterrichtsminister erwählt u. s. f.

Wie bei der Endosmose und Exosmose der gegenseitige Austausch zweier mit einander mischbarer Flüssigkeiten sich vollzieht, sehen wir wiederum, daß die Grundsätze, nach welchen das sitzende Heer der Beamten befördert wird, auf das stehende Heer Anwendung zu finden beginnen. Die neue Beförderungsvorschrift für die Armee bricht mit der seit 1866 feststehenden Uebung, daß niemand außertourlich avancieren kann, welcher Praxis die Entlastung der Armee von adeligen Carrière machern, allerdings auch die Ueberfüllung des Civildienstes mit solchen, zuzuschreiben ist. Der von den jungen Adeligen gepachtete Takt, welchem so viele Gräfflein ihre unglaublich rasche Beförderung zu Bezirkshauptleuten wohl allein zu danken haben, da von ihren sonstigen Vorzügen und Verdiensten blutwenig verlautet, wird nach der neuen Vorschrift zu einem wesentlichen Moment der Aufnahme ins Officierscorps und der Beförderung erklärt und ausdrücklich heißt es dort: „Aus der zufriedenstellenden Dienstleistung in der niederen Charge allein kann demnach kein Anspruch auf Beförderung abgeleitet werden.“ Unzählige im Dienste ergraute, tüchtige Bezirkscommissäre bürgerlicher Abkunft liefern einen belehrenden Commentar zu diesen Worten. Dem dreißigjährigen Bezirkshauptmann „von Familie“ wird jetzt wohl bald wieder der gleichaltrige Oberst „von Familie“ an die Seite gestellt werden können, dem Königgrätz also nur vorübergehend den Garaus gemacht hat.

Eine leuchtende Probe des den Adeligen eingewurzelten Taktes liefert das hartnäckige Verbleiben des böhmischen Statthalters Grafen Thun in seiner nach allen Dimensionen unmöglich gewordenen Stellung. Die Erfolge der unter so vielverheißenden Auspicien eröffneten Session des böhmischen Landtages erscheinen durch das Beharrungsvermögen des Grafen Thun ernstlich in Frage gestellt zu sein; folgerichtig verlautet darum auch aus Lemberg, dem derzeitigen Ursprungsort aller inspirierten Meldungen, daß Graf Thun erst nach Schluß der Landtagsession gegangen werden soll.

Die Ueberloyalisierung des Landmarschalls Grafen Traun durch den Landtagsabgeordneten Gregorig gemahnt an den vormärzlichen Witz: „Der Mond hat einen Hof, Bäuerle bückt sich“.

Volkswirtschaftliches.

Als Graf Badeni ans Ruder kam, wurde eine Campagne gegen die Vereinscommission eingeleitet, welche — wohl hauptsächlich taktischer Mißgriffe halber — fehlschlug. Nun wird diese Agitation erneuert, indem man der Vereinscommission ihr Sündenregister vorhält, in welchem an erster und letzter Stelle steht, daß sie durch Lähmung der industriellen Thätigkeit die Ueberspeculation und schließlich den Krach erzeugt habe. Nun hätte man eigentlich wenig Grund, der Vereinscommission Thränen nachzuweinen, denn sie hat sich, da die verschiedenen Beamten, welche sie bildeten, Gutes vom Bösen, Keelles vom Schwindel zu unterscheiden nicht verstanden, mit wenigen Ausnahmefällen auf den Standpunkt starrer Negation gestellt, der nicht weniger verderblich ist, als die schrankenlose Freiheit, das heißt die Ueberspeculation in ganz Europa, wie es die letzten Jahre waren, dem Publicum an Gründungen hätte geboten werden können, wenn schrankenlose Gründungsfreiheit geherrscht hätte, und man wird den eminenten Nutzen der Vereinscommission in den letzten Jahren einsehen. Jetzt könnte man sie vielleicht entbehren, ohne besonderen Schaden befürchten zu müssen, weil das Publicum, das sich die Finger verbrannt hat, wieder für einige Zeit vorsichtig geworden ist und es sich dreimal überlegt, ehe es sein Bargeld in Actien anlegt. Wünschenswerter wäre aber eine Reorganisation, welche Leuten von Sachkenntnis die Entscheidung zuerkennen würde.

Die Vereinscommission hat uns vor der Wiederkehr eines Krachs à la 1873 bewahrt, und durch sie ist die Krise auf eine bloße Speculationskrise beschränkt geblieben. Man ist sich selten darüber klar, daß die Ausdehnung der Speculation und daher auch Gewinne und Verluste in einem gewissen Verhältnis zum vorhandenen Material, also in diesem Falle dem Actienmaterial stehen müssen. Man braucht nur an den Goldminenkraus zu denken, um sich vorzustellen, was schrankenlose Gründungsfreiheit bedeutet. Theoretisch ist es freilich möglich, daß z. B. bei einer effectiven Titrezahl von 100.000 Actien außerdem 900.000 Hausspositionen 900.000 Baisspositionen gegenüberstehen. Aber nur theoretisch; in der Praxis erreichen die Hausspositionen kaum jemals ein Vielfaches der Anzahl der vorhandenen Stücke. Die Ueberspeculation äußert sich vielmehr in der Declassierung der Titres, indem sie aus den Händen des Capitals in die Hände der auf Borg laufende Speculation übergehen. Die Schranke der Hausspeculation ist die Creditmöglichkeit. Der Credit wird in Zeiten der Ueberspeculation zum größten Theil von den Geldern gespeist, welche das Capital als Erlös für seine durch die steigenden Course hervorgerufenen Effectenrealisirungen successive erhalten hat und welcher zumeist in Banken und Sparcassen hinterlegt wird. Damit ist aber auch die Grenze des Credits bestimmt und damit auch die der Hausspositionen und der Coursstreberei und auch der möglichen Verluste im Krach. Selbst die Möglichkeit, daß außer